

Der letzte Grossvater. Teil 18

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

18

Im Krieg gab's in Europa noch Freund und Feind. Der Freund war gut. Der Feind war böse. Eine einfache Regel. Im Nachkrieg gab es aber keine sicher gezogenen Fronten und Regeln mehr. Man wusste nie mehr ganz genau, wer Freund, wer Feind war . . . So ist's nun im grossen, so im kleinen. Ein jeder Mensch steht nur als Einzelner vor seinem Nächsten. Auch die Familie hat keine Regel mehr. Ach so «zufällig» ist der Mensch von heute. Man ist nur mehr der Arnold Weidmann, ein trauriger Mensch für sich. Und der Vater Weidmann hat sein Vaterrecht verloren.

Am späten Nachmittag stand er auf der Lokomotive. Ein graubärtiger Oberlokomotivführer war ihm auf den Führerstand beigegeben, der dem Herrn von der Presse die Auskunft über die neue Zugsformation im besonderen und die Belehrung über die Kunst der Eisenbahn im allgemeinen zu erteilen hatte. Der Journalist hiess Lips und war ein schlanker, mittelgrosser Mensch von etwa dreißig Jahren; ein beweglicher Typ in Sportschleusen, mit neugierigen blauen Kinderaugen in dem rotwangigen Jungengesicht. Stets hielt er seinen Notizblock in der Hand. Noch kein halbes Jahr betätigte er sich in seinem Reporter-Metier. Er nahm sein Handwerk ernst und trieb es mit Begeisterung. Heute erlebte er zum erstenmal die Eisenbahn von der Lokomotive aus; wobei er seiner Freude in spontanen Ausrufen und naiven Fragen Ausdruck gab; und nicht die abgeklärte Würde bedachte, mit der ein Zeitungsmann die Neugier zu kaschieren hat, weil schliesslich für ihn ja «alles schon dagewesen» sei. Ehrlich staunte er vor dem Wirrsal der vielen Geleise und vor dem Tanz der Signale. Soeben fürchtete er den Zusammenstoss mit einem scheinbar schräg vor dem Geleise stationierten Güterzug; denn das Weichensignal sagte dem Neuling natürlich nichts in seiner Zeichensprache. Dafür beruhigte ihn der Oberführer in väterlichem Tonfall; und erklärte ihm jetzt den Tachometer, der schon über 90 zeigte. Weidmann am Schaltrad beneidete den Älteren um diese Vaterstimme und die Möglichkeit, sie an dem jungen Lernbegierigen zu gebrauchen, trotzdem der mit «Herr Doktor» angesprochen wurde. Er hörte die Titulatur sehr gerne, der junge Doktor

Lips. Denn sein Examen lag kaum ein Jahr zurück. Der Titel war noch neu und unverbraucht und freudevoll anzuhören.

Der Gehilfe meldete: «Altstetten offen — Durchfahrt offen — Altstetten 105,45 Strecke 95.» Weidmann wiederholte die Meldung und stellt auf 105 ein. Bald muss er wegen Bauarbeiten wieder bremsen. Sein Blick ist unbeirrbar. Er steht wie ein Teil der Maschine. Im Dienst ist man nur halb ein Mensch. Man wird zur Reagenz der Zeichen und Signale. Eine gelbe Tafel taucht zur Seite auf und mahnt: dass eine Stromspeiseleitung hier ins Fahrnetz mündet. Der Kontroller muss auf Null gestellt werden; der Hauptschalter wird abgedreht, und der Zug saust im Leerlauf über die Einmündung des Nebenstroms hinweg.

Der junge Lips notiert: «Stromspeiseleitung . . . Leerlauf . . .»

Arbeiten am Schwellenmaterial zwingen schon wieder zum Bremsen. «Das ist die eigentliche Lokomotivführerkunst, das Bremsen», erklärt der Obere dem emsigen Journalisten. «Den Tachometer verrückt ins Tempo jagen, das kann jeder. Aber die Schnellbremsung, das ist unser Meisterstück.» Und er ruft, freundliche Bestätigung heischend, zu Weidmann hin, der steif am Schalter steht und gradaus durch die Scheibe späht: «Nicht wahr, Weidmann?»

Arnold nickt und denkt: Ja, ja, das Bremsen! Wenn nur das Leben sich auch mit Regulierapparat und Sicherheitspedal bezwingen liesse. Aber der Mensch ist halt keine Maschine, ausser im Dienst. Und wir leben halt nicht immer im Dienst und unter Motoren. Wir haben andere Regeln — wenn wir schon Regeln haben . . .

Der Doktor Lips netzt seinen Bleistift und notiert: «. . . Schnellbremsung . . . Meisterstück . . .»

Die Sonne brennt heute feurig und stechend, wie im Juli vor einem Gewitter. Der Schweiß treibt aus den Poren. Die Landschaft lodert in grellen Farben. Nach bald zwei Stunden macht der Leichtschnellzug seinen längeren Stop. Weidmann springt vom Wagen und fegt mit einem Schwamm die Fensterscheibe seines Führerstandes von tausend Mückenleibern rein, die unvorsichtig in die Raserei des Zugs geraten waren. Auch diesem Vorgang

folgt der Pressemann mit angespannter Interessiertheit, und macht dazu eine scherzende, aber seiner philosophischen Doktorwürde geziemende Bemerkung: das seien halt die Opfer der Technik. Immer siege das Neue über das Alte, und die Elefanten über die Mücken. Weidmann meint lächelnd: «Doch manchmal auch umgekehrt, wenn die Mücken recht giftig sind.»

Nachher setzt man sich zusammen in einem Separatraum der Bahnhofswirtschaft zu einer alkoholfreien Atzung. Der bärtige Oberführer hat sich rasch gelabt und verzieht sich. Der Journalist fühlt sich jetzt noch viel freier, und frägt nun über Leben und Werdegang der Lokomotivmänner, speziell des Weidmann, der ihm sehr gut gefällt in seiner ruhigen Kraft. Alles will er wissen, der Lips: wieviel Weidmann verdiene; und wie gross seine Familie sei; und ob sein Sohn nicht auch zur Bahn wolle?

Ja, was so ein Zeitungsmensch nur alles fragen muss! Nun, irgendwoher müssen sie ihr Weistum halt beziehen, damit sie's dann im Blatt so grossartig und sachkundig weiterberichten können, und jeder Abonnent darüber staunt. Aber die Frage nach dem Sohn, die reicht schon ins Private, wo's die Zeitung nichts mehr angeht. Doch scheint der flügge Doktor da gar kein so übler Mensch zu sein, und eines kleinen Privatvertrauens würdig. Also gibt Weidmann langsam Auskunft. Leider habe er mit seinem Sohn keine ganz reine Freude, schliesst er die sachlich orientierende Rede. Spricht mit gesenkten Augen, mehr vor sich hin als zu dem Herrn hinüber. Der Junge sei Graveur in einer rechten Stellung für sein Alter. Aber nun wolle er zum Kunstgewerbe; und da komme eben nichts heraus, wie nirgends heutzutage bei der Handarbeit.

Da verwies ihn denn der Herr Doktor Lips dieser allzu einseitigen Auffassung. Er machte ein wichtiges Gesicht; sprach aber freundlich und bescheiden, bei allem Eifer seiner Kindlichkeit. Gewiss, auch der Kunstberuf sei «sozial und soziologisch» überfüllt. Aber hier entscheide die Talentfrage. Mit «Handarbeit» sei das nicht abzutun. Und mit dem richtigen Können vermöge man bei einigem Glück, zum Beispiel im Möbelzeichnen oder im Plakatwesen, sich eine viel gehobener Existenz zu verschaffen als im Gravierberuf, falls man nicht selber Unternehmer sei. Schliesslich müsse ein junger Mensch doch seine Talente zum vollen Austrag bringen, wenn's ihm damit schon ernst sei. Auch sein eigener Beruf, der Jour-

nalismus — und Dr. Lips schlug dabei auf seinen unentbehrlichen Notizblock — sei ein halbes Lotteriegeschäft; und seine Eltern hätten ihn viel lieber als Gymnasiallehrer gesehen als in einer so freizügigen Tätigkeit. Aber nach der ganzen Artung seiner Persönlichkeit verstehe er es nun einmal viel besser, gute Artikel zu schreiben, als den Buben die Grammatik beizubringen. Da sei er halt das geworden, was sein Wesen oder eben seine «Persönlichkeit» von ihm fordere. Und nächstes Jahr gehe er für eine Zeitung nach Amerika. Gerade ein junger Schweizer müsse sich einmal in der weiten Welt umsehen, um nicht in seinem kleinen Land das einzig garantierte Muster der ganzen übrigen Menschheit zu sehen und seinen geistigen Horizont mit der Kantönligränze zu ummauern — wie die Chinesen. So denke er; und vielleicht denke auch der junge Weidmann gar nicht viel anders, wenn er von der Gravierbank weg ins Weite strebe, womöglich gar nach Paris, dem heutigen Zentrum der bildenden Künste. Das sei bei Gott keine Schande. Und der Vater Weidmann möge sich da nicht allzu grosse Sorgen machen. Risiko sei überall. Die leidige Geldfrage spreche allerdings, im Anfang wenigstens, auch etwas mit. Aber einer besonderen Begabung würden die Wege schon geebnet. Man müsse halt vom Leben auch etwas erwarten; sonst gebe es einem nichts.

Er lächelte, der junge Herr Doktor Lips, als er so sprach, und sah mit Frageaugen in das rote Gesicht des Eisenbahners.

Aber Arnold entgegnete kein Wort zu diesen Aufklärungen, ausser gelegentlichen «Ja ja's» und «So so's», als höfliche Zeichen seines Zuhörens. Aber im Innern redete die Konversation mit der «Persönlichkeit» des knabenhaften Pressemannes, der immerhin ein Doktor war, stumm weiter — auch dann noch, als er sich schon wieder auf dem Führerstand befand und auf die Abfahrtsminute wartete.

Es dämmerte schon. Man hatte die kleine Pressefahrt so eingerichtet, dass der Zug zur Nachtzeit zurückfuhr, damit der Gast sich auch am Spiel der leuchtenden Signallaternen erfreue. Diese drei Triebmotoren begannen ihre tiefen Brummer zu singen. Der Gehilfe putzte an den Schaltbrettern herum. Der Journalist stieg ein. Der Obere blieb unsichtbar. Man fuhr.

Die Landschaft raste in dunkeln Waldzügen rechts und links vorüber. Wahrhaftig, da stieg ein Gewitter hoch; wohl das letzte im späten Jahr.

Wetterleuchten blitzten, Tropfen klatschten gegen die Vorderscheibe. Die Glaswischer pendelten hin und her. Im Führerstand war's vorschrittmässig dunkel. Nur die Apparate und Tabellen beleuchtete je ein kleines Sonderlichtchen. Niemand sprach. Das war verboten, bis auf die dringendsten Auskünfte. Nur der Gehilfe gab regelmässig seine Meldungen über die offene Durchfahrt. Doch einmal fluchte Weidmann laut und bremste scharf. Der Journalist erschrak. Da war ein neues Rot-signal, das der Führer nicht kannte; bei seinem geübten Streckengedächtnis ein ganz absonderlicher Fall. Doch es entgleiste nichts; man stiess mit nichts zusammen. Bald klärte es sich: dass nur das rote Schlusslicht eines Autos auf der neben dem Bahndamm laufenden Strasse in die Signalordnung hineingepfuscht hatte; so fahrlässig wie unschuldig. Doch lieber einmal zu viel gebremst, als einmal zu wenig. Der Doktor Lips notiert den Fall und seine Weisheit als eine besondere Blüte seines Feuilletons.

Weidmann denkt's ganz im allgemeinen, das mit dem Bremsen. Nicht nur den Otto bremsen wollen! Auch an sich selber bremsen täte bisweilen not. Nicht gleich nur schimpfen, oder gar hauen und sinnlos Stühle durch die Stube feuern. Es gibt da doch auch ruhigere Töne zu den unruhevollsten Fragedingen. Die Marie selig hatte sie. Die Anna hat sie auch; und sogar der kleine Doktor da redet gar nicht übel. Er plappert zwar pudeljung; aber dafür auch frisch, und gar nicht gereizt oder verlogen. Auch muss er doch Verschiedenes gelernt haben. Auch der dümmste Doktor weiss doch noch mehr als euseris . . .

Und während sich jetzt das Gewitter gerade über dem Schnellzug mächtig macht, und grelle Blitze in der schwarzen Nacht sekundenlang die Berge und den Wald erhellen; und Baum und Busch, den Bach, die Brücken und die Häuser in Flammen setzen und alles was da mitsaust auf der Erde — da blitzt es auch in Weidmanns dunkel bewölktem Kopfe auf — wie eine Idee — wie ein guter Gedanke — wie eine Brémsung seines Eigensinns. Wenn er dem Otto noch vor der Katastrophe — heut' nacht schon oder morgen früh — wirklich begegnen sollte, Auge in Auge, von Mensch zu Mensch — dann will er jeden lauten Krach vermeiden, und keine schöne Grossvater-Moral loslassen, die ihn ja schliesslich nur im eigenen Fleische beisst. Und keine Brachialgewalt! Nein, dann wird er so ruhig als er kann mit einem praktischen und hoffentlich auch einleuchtenden Vor-

schlag kommen, dergestalt: dass wenn der Junge auf seine Schandheirat im Augenblick verzichte, so werde er, sein Vater, ihm bei der neuerlichen Umsattelung und weiteren Laufbahn — und sei's selbst in die Kunst — nichts Hinderliches in den Weg mehr setzen. Jawohl. Und mehr: er wolle ihm in den schwierigen Anfangsjahren mit ein paar Anschaffungen und kleinen Zuschüssen auch einige Hilfe leisten und sein Wesen mitzufördern suchen — und damit auch sein Vater bleiben in der T a t. Nicht nur dem Namen nach. Ja, das wolle er . . . Im Geldlichen zeigt sich am deutlichsten ein echtes Vater-Opfer, schien es dem Weidmann. Aber dann unwiderruflich: Weg mit der Gräfin!

. . . Der Zug fährt langsam ein im Zürcher Hauptbahnhof. Es tropft noch vom Gewitter über die Wagondächer. Der Zeitungsdozent bedankt sich herzlich für die Belehrung im Reich der Schienen und Signale. Der Lokomotivführer bedankt sich auch, und gibt ihm fest die Hand. Der junge Mann weiss nicht wofür. Aber er merkt sich für sein ganzes Leben, wenn er jeweils von Eisenbahnen sprechen wird: «Schnellbremsung ist ein Meisterstück.»

Der Lokomotivführer Weidmann lief in dieser Nacht drei Stunden lang von Café zu Café und von Wirtshaus zu Wirtshaus, um seinen Sohn zu suchen. Aber er fand ihn nicht.

Das Märchen dämmer t

«Geld, Geld, und nochmals Geld — das ist die Frage», schimpfte Zemp, der radikale Freund und Berater Ottos in allen öffentlichen Dingen. «Wenn wir Proleten das Geld hätten, dann wäre der Umsturz eine sichere Sache. Dann hätten alle etwas, und nicht nur die Kreditanstaltler.» Er war wild, der Zemp. Er musste nächste Woche in den Militärdienst einrücken, um sich als «Schützer und Bewahrer der kapitalistischen Eidgenossenschaft» zu üben. Jetzt sass er noch im Grand Guignol an einem Tisch allein mit Otto. Die Kaffeetassen vor ihnen standen schon lange leer. In der rötlichen Dämmerung blickten die Gesichter blass und geisterhaft. Es zwitscherte im Raum von vielen Meinungen. Die süsse Musik machte weich und willenlos.

Nur Zemp blieb hart und wach: «Militär ist eine schöne Sache für die, wo's haben. Dann wird man Hauptmann, Major und Oberst und darf befehlen. Aber unsereiner steht im Dreck und sagt

zu allem stramm «Jawohl!», als wären wir unsere eigenen Grossväter mit der angestammten vorzüglichen Hochachtung vor dem Kapital. Es ist nichts Positives an unserem Jasagen. Das Neinsagen ist viel positiver!» Er schlug mit der Faust auf den Tisch. «Und zu gegebener Zeit werde ich es sein, der deutlich sein Nein vernehmen lässt — und wenn sie mich direkt zum General befördern sollten.» Zemp bestellte sich einen Kirsch, schob die verschränkten Arme vor sich hin über die Tischplatte und legte den Kopf darauf.

Otto blickte auf sein starkes, dichtes, schwarzes Haar; und sah seine gewaltigen Hände. Sie waren so rissig und dunkel, als habe er sie vom Eisen dreher, seinem Vater, bereits von der Geburt an so schwärzlich und verschafft geerbt. Dabei waren diese derben Hände hochbegabt zur feinsten Linienführung seiner Graphik. Der Widerspruch zwischen Zemps Herkunft und dem sensiblen Handwerk, das er heute trieb, hatte in seiner Seele Spannungen erzeugt, die ihn nur in Extremen denken liessen. Er übertrieb im Hass und in der Begeisterung. Bald schimpfte er: man solle das Geld ganz abschaffen. Bald war ihm nie genug davon da, um ungeheuerere Pläne für die Menschheits-Masse zu verwirklichen: nämlich Kriege, gewaltige Kriege gegen alles was Macht von oben hiess. Nicht nur gegen die Diktatoren. Auch die Grossväter und die Väter Europas übten ja weiter ihre unstatthafte Macht. «Unter dem viel zitierten grünen Fähnlein der Sieben Aufrechten marschiert die eisern klirrende Tradition mit dem Gewehr am Buckel. Da gilt es auszutreten aus dem biedermeierlich kassierten Vereins-Militarismus.» Zemp redete wie eine Zeitung, und trank schon wieder einen Kirsch. «Diese Aufrechten gilt es zu bodigen, Weidmann. Und dass du ausgerückt bist aus eurem Steinernen Winkel und deinen Alten ein Schnippchen geschlagen hast, das ist die erste reife Tat deines Lebens. Und was jetzt folgt, deine Heirat gegen die Bourgeoisie, das ist noch männlicher, noch glatter, noch gerissener . . .» Er freute sich wirklich von ganzer Seele, der Zemp.

Otto nickte zwar eine Bejahung, um den Erregten nicht zu verstimmen. Auch wollte er im Redekampf der radikalen Jugend für «solidarisch» gelten. Aber seine Augen sahen zweifelhaft. Diese Probleme waren zwar alle der ernstlichsten Erwägung wert. Die ethische Begründung aber schien ihm verdreht und falsch. Zemps Kampfesgeschrei vermehrte nur das Böse. Dem kam's doch immer nur aufs Verneinen und Zerstören an. Er hasste die

Gewalt mit seiner eigenen Hassgewalt; vergrösserte den kleinen Feind; und verkleinerte den grossen. Er sprach wie alle diese wütigen Politiker vom Menschheits-Frieden, und ballte dazu die Fäuste. Ach, in alles wurde Politik hineingemischt wie Gift. Wenn er, Otto, dem Steinernen Winkel entwich und seiner Liebe folgte — was hatte das mit solch' ungebärdiger Politik zu tun? Da wollte ihm der Zemp sogar beweisen, dass Grossvater Weidmanns Weigerung, zu seiner Heirat Ja zu sagen, ein hundsgemeines politisches Verbrechen gegen die sogenannten Menschenrechte sei! Wo aber blieben zum Beispiel diese sogenannten Menschenrechte vor einem schwarzen Negus? Ach, dieser fremde Abessiner lag dem Otto unverdaut im Magen. Der Negus war ihm ein schwarzes Symbol: ein Bölimann und Schreckbild aller Menschheitspolitik der falschen Friedensengel und all der raffinierten Kannengiesserei. Wenn der Kollege Wolfer von seiner «Front» schwärmte; oder wenn der Zemp ausbrach; oder wenn gar die zarte Gräfin Lisbeth gelegentlich die kommunistischen Redensarten ihres eingekerkerten Freundes K. melodisch nachsang — ach, es tönte immer nach dem gleichen Räuberli-Spiel von Kindern, die sich ahnungslos auf einem alten, übergrastem Schlachtfeld mit Blindgängern vergnügten.

Am gefährlichsten von allen schien ihm doch der Zemp. Den nahm er noch am ehesten aus vom Vorwurf der Rede-Spielerei, was er auch schwatzen mochte. Der meinte es auf seine Art satanisch ernst. Der hatte griffige Tathände und nicht nur ein kluges Maul. Otto fürchtete sich vor seiner Gewalt, deren Ausstrahlung ihn oft traf und packte. Er war sein stärkster Versucher zur Verneinung. Er verführte und machte die Seele abtrünnig vom heimatlich Gewohnten; und zog sie in die Feindseligkeit des Morgen gegen alles Gestrige. Die ganze Schweiz war für ihn gestrig. Da mahnte etwas im Gewissen vor Gefahr. Wohin verliert man sich? fragte es unbewusst in Otto. In welche Einsamkeit? In welches Massen-Schicksal? «Warum fürchte ich mich? Vielleicht weil ich der Enkel bin vom Grossvater Gottlieb Weidmann? . . . Ach herrjeh! . . .» Und da wollten sie ihn, den Otto Weidmann, nun hineinziehen in dieses redende Treiben und treibende Reden. Das sei man sich schuldig, das Bekenntnis zur Menschheit! Sonst habe man absolut keinen Charakter . . . Also musste man äusserlich schon ein bisschen mit den Wölfen heulen. Alles für den Charakter!

(Schluss folgt)